

Zeitschrift: Aarburger Neujahrsblatt
Band: - (1975)

Artikel: Ein kleines Mädchen erlebt den Truppenzusammenzug 1897
Autor: Niggli, Martha
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-787841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ein kleines Mädchen erlebt den Truppenzusammenzug 1897

Von Martha Niggli, Aarburg

Ich wusste nicht wie das kam: auf einmal wimmelte unsere Gegend von Soldaten. In allen Schulhäusern lagen sie, in den Scheunen, in den Schuppen der Wirtshäuser und in einem riesigen Zelt, das über einem leeren Bauplatz an der Bahnhofstrasse errichtet worden war. Mein Vater sagte, das sei ein Truppenzusammenzug. Und meine Mutter bedauerte die armen Soldaten; denn das Wetter war scheusslich, und der Regen troff ihnen aus den Hosen und lief in Strähnen über die blauen Waffenröcke. Vater hatte damals eben seine kleine Fabrikanlage fertig gebaut. In den beiden grossen Arbeitssälen standen zwei Ungetüme von eisernen Surseer Öfen, die jeweils am Vorabend neu eingeheizt werden mussten, damit die Werkräume am Morgen richtig durchwärmt waren. Am Samstag liess man die Eisenöfen ausgehen, damit sie gereinigt werden konnten.

Nun traf es sich, dass gerade an einem dieser Samstage des Truppenzusammenzuges das Wetter besonders schlecht war. Natürlich wurden die vorgesehenen Gefechtsübungen trotzdem durchgeführt. Am Abend hatten die Soldaten buchstäblich keinen trockenen Faden mehr am Leib. In einer grossen Scheune der Nachbarschaft lagen wohl hundert, wie mir schien. Mutter stellte uns vor, wie die armen Männer nun frieren müssten, während sie uns in die warmen Betten steckte. Am andern Morgen standen meine Schwester und ich früh auf, trotzdem es Sonntag war, um zu sehen, ob die Soldaten über Nacht keine Lungenentzündung bekommen hätten. Denn unsere Mutter hatte uns beigebracht, dass man eine Lungenentzündung bekäme und sterben müsse, wenn man im Regen herumflotsche. Warum mussten denn die Soldaten im Regen herumflotschen? Mutter sagte, sie müssten eben im Notfall auch bei Regenwetter unser Land verteidigen.

Aber auch der Vater war früh aufgestanden. Er heizte höchst eigenhändig und zu unserer grossen Verwunderung schon jetzt am Vormittag die grossen Öfen in den beiden Arbeitssälen drüben in der Fabrikanlage wieder an. Dann standen auf einmal zwei Soldaten in Schlappschuhen und offenbar entliehe-

nen Hosen da, und meine Schwester durfte helfen, Schnüre quer über die Dielen spannen. Plötzlich waren noch mehr Soldaten da. Sie trugen alle Arme voll nasser Kleider, welche sie eifrig über die Seile und Schnüre hängten. Die Öfen rauchten und bald roch es nach nasser Wäsche. Gewaschenes und frisch eingefettetes Schuhzeug wurde rings um die eisernen Ungetüme herum an den Boden gelegt. Dass ich wenigstens dabei ein bisschen helfen durfte, war mir ein kleiner Trost. Denn schon hatte einer der Männer zu meiner Schwester gesagt: «Du gibst einmal eine wackere Soldatenfrau», während noch kein Wort an mich gerichtet worden war.

Die Prophezeiung sollte sich später einmal nur zu gut erfüllen. Meine Schwester, die im Ausland einen in Ungarn eingebürgerten Polen heiratete, verlor ihren Gatten schon in den Karpathenkämpfen vom Herbst 1914 in russische Kriegsgefangenschaft. Nach unsagbaren Irrsitten und langer Inhaftierung am Baikalsee konnte er erst 1920 mit Hilfe des Roten Kreuzes über Wladiwostok wieder zu seiner Familie zurückkehren. Die Zeit war lang genug, um sich wirklich als wackerer Soldat bewähren zu können.

Allein, unterdessen trockneten die tiefenden Hosen und die Waffenröcke über Nacht in unsern Sälen, und selbst das Wetter erbarmte sich der armen Soldaten und wurde nach und nach besser. Jetzt sollten die Hauptmanöver stattfinden, wozu wir Mädchen natürlich nichts zu sagen hatten. Die Buben in der Nachbarschaft hingegen waren rein verrückt vor Aufregung. Sie hatten keine Schule, da ja ihre Lehrräume glücklicherweise mit Militär besetzt waren, und die Eltern sollten es nur ja nicht wagen, ihre Jungen mit irgendwelchen Aufträgen zu behelligen! Sehnsüchtig sah ich meinen bisherigen Freunden nach, wie sie über Feld und Acker davonrannten, ohne auch nur den geringsten Gedanken an mich zu verschwenden. Selbst meiner Schwester nützte jetzt die «wackere Soldatenfrau» rein nichts.

Immerhin, so ganz leer sollten wir armen Mädchen an diesem ersten schö-

nen Manövertag doch nicht ausgehen. Spät am Abend noch kam der jüngste Bruder meiner Mutter angerückt, und es musste schon etwas Ausserordentliches sein, was ihn hertrieb. Er liess sich sonst nur äusserst ungern bei uns sehen; es ging ihm nämlich in unserm Haus zu städtisch zu, wie er sagte, und er war ein Bauer. Darauf hatte er einen eigenen, verbissenen Stolz und er fühlte sich damals als junger Bursche schon eins mit Christen Schibi und Niklaus Leuenberger, die einst für das Bauerntum auf so schauervolle Weise ihr Leben gelassen. Doch an diesem Abend war er nicht gekommen, um mir, die ich sein Liebling war, wie üblich vom Bauernkrieg oder Napoleon zu erzählen, was ja alles schon so weit dahinten lag. Diesmal erfüllten höchst gegenwärtige Dinge des Zwanzigjährigen Herz.

Als er nämlich am vorigen Abend mit seiner grossen Brente am Rücken aus der Käserei zurückgekehrt war und wieder auf den Hügel steigen wollte, wo das Heimwesen meiner Grosseltern lag, da hatten unten am Steinrain zwei fremde Offiziere auf ihn gewartet. Ja, richtig auf ihn gewartet hatten sie und er hatte schriftdeutsch mit ihnen sprechen müssen! Er wusste natürlich sofort, wer das war. Das hatte er schon längst in der Zeitung gelesen. Der Riese im blauen Waffenrock und der blauen Hose, mit der Pickelhaube auf, das war der preussische Major von Plüsskow, der, wie dieselbe Zeitung meldete, 2,10 Meter hoch und der grösste Offizier der deutschen Armee war. Ihn hatte man dazu ausersehen, als Repräsentant seines Landes höchst eindrücklich den schweizerischen Manövern beizuwohnen.

Dieser von Plüsskow nun war es, der meinen jungen Onkel angeredet hatte. Mein Verwandter, selbst ein selten hoch aufgeschossener Bursche, hatte ihm bloss bis an die Schulter gereicht, was Emil in seinem Bericht besonders erwähnte. Neben dem Preussen war ein kleiner Italiener in ganz schwarzer Uniform hergebeinerlet, den der grosse Deutsche leicht unter den Arm hätte nehmen können.

Mein junger Verwandter, seit seiner Knabenzeit leidenschaftlich interessiert für Geschichte und Strategie, hatte den fremden Offizieren allerlei Auskünfte über das Gelände geben können. Vielleicht wusste sie das alles schon, was sie ihn fragten. Allein es belustigte sie wohl, den Kriegsplan dieses Truppenzusammenzuges mit allem Drum und Dran von einem jungen Landsmann entwickelt zu sehen. Und von dieser Unterhaltung mit den fremden Offizieren war Emil nun noch so erfüllt, dass er mir, seiner kleinen und allzeit geduldigen Zuhörerin, jetzt auch das kleinste Tipfelchen davon erzählen musste.

Er liess sich natürlich sehr herab und suchte seinen Bericht meinem mädchenhaften Fassungsvermögen anzupassen. «Weisst du», sagte er, «es ist der Einbruch einer Invasionsarmee von

Bern her supponiert.» Ich durfte mir nicht merken lassen, dass ich nicht ganz begriff, was «supponiert» hiesse.

Ich musste so was halt, wie immer, erraten. Sonst drückte er sich nämlich noch ganz anders aus, so, wie es in den Leitartikeln des Berner «Bund» stand, den sich mein Grossvater hielt. Diese Invasionsarmee», fuhr er fort, «wird den Durchbruch über den Strigel gegen Aarau versuchen. Der Hauptkampf wird sich also höchst wahrscheinlich im Oftringer Feld entwickeln und die Invasionsartillerie wird in Rothrist auf dem Hölzli Posten beziehen. Die defensive Armee aber wird mit ziemlicher Sicherheit ihre Flanke gerade an unsern Hügel lehnen, ans Brüschoholz und an die Lerbhalde. Die Hauptmacht ihrer Infanterie liegt in Küngoldingen und ihre Artillerie wird auf der Gyshalde und im Vorgelände des Brüschoholz auffahren.»

«Und das alles hast du den fremden Offizieren entwickelt?» fragte mein Vater, der zufällig dazukam. Mein junger Freund biss sich auf die Lippen und antwortete nicht. Als wir aber wieder allein waren, sagt er zu mir: «Weisst du, dieser Plüsskow hat mir auf die Achseln geklopft und gefragt, ob wir jungen Schweizer alle so gut unterrichtet wären. Ich habe ihm nämlich auch gleich noch etwas aus dem Bauernkrieg erzählt, was er als Deutscher noch nicht wusste.»

«Und was hast du dann geantwortet?» fragte ich heiss vor Bewunderung.

«O, ich habe nichts gesagt», antwortete Emil. «Es wissen natürlich nicht alle Leute so viel von Geschichte wie ich. In der Schule fragte man auch nur immer mich, und mein Lehrer sagte einmal, sein Geschichtsunterricht bestehe in einem Zwiegespräch zwischen ihm und mir. Aber das brauchte ich diesen fremden Offizieren nicht auf die Nase zu binden.»

Aber das junge Herz war nun ein wenig von seinen militärischen Erlebnissen erleichtert und nun durfte ich noch erfahren, dass auch die Engländer ihre Gäste an unsern Truppenzusammenzug geschickt hatten, vor allem einen Obersten namens Hamilton. «Weisst du, er heisst ganz gleich, wie die Frau hiess, die der Admiral Nelson haben wollte», fügte Emil etwas verlegen hinzu, so dass ich ihn aufmerksam betrachten musste; er war doch sonst immer so sicher in seinen historischen Angaben.

Er fuhr aber allsogleich und hastig fort: «Dieser Oberst Hamilton sieht ganz fabelhaft aus, mit rotem Waffenrock und weisser Hose und einer kleinen Pickelhaube auf. Er kommt einem vor wie der englische König selbst, so grossartig und vornehm.» Ebenso grossen Eindruck machte ihm der französische General mit dem roten Käppi, den roten Hosen und dem blauen, glänzenden Waffenrock. Weniger imponierte ihm der Österreicher, trotz seines weissen Waffenrockes. «Ich glaube, er ist

ein bisschen ein Schlappschwanz», fügte er fachkundig hinzu.

Bei der Vorstellung von so viel Pracht und Farbe konnte mein kleines Mädchenherz nicht ruhig bleiben. Sehnsüchtig rief ich aus: «Ach, wenn ich morgen nur auch dabei sein könnte!» Emil besann sich einen Augenblick. Dann sagte er: «Steh nur auf alle Fälle früh auf. Ich muss ja auch erst den Stall noch fertig machen. Aber dann komme ich vielleicht.» Mit dieser geheimnisvollen Andeutung liess er mich allein.

Des andern Morgens harrete ich schon früh am Fenster gegen die Strasse. Die Mutter hatte ich kujoniert, dass sie mich vor meiner Schwester gekämmt. Nun drückte ich mit der Stirn fast die Scheiben ein, um mit einem Blick den Hügel zu erhaschen, den herunter Emil gelaufen kommen musste.

Und er kam wirklich! Freilich nicht allein! Aber der Kamerad musste drunten warten. Mein junger Verwandter stürmte, ganz gegen seine Gewohnheit, sich in dem verhassten städtischen Hause leise zu benehmen, die Treppe empor, packte mich an einer Hand, schleppte mich schier gar die Stufen hinunter und hiess seinen Kameraden, meine andere Hand zu packen. So, zwischen den beiden grossen Burschen, ging es nun durch Wiesen und Runkelfelder und Kartoffeläcker. Wo meine Beine versagten, wurde ich einfach über die Hindernisse hinweggeschwungen, was nicht immer auf die sanfteste Weise geschah, wenigstens von Seiten des Kameraden nicht, der nicht wenig brummte, dass man eine solch kleine Kröte mitnehmen müsse. Und doch war ich schon acht Jahre alt, und es war da auch nichts zu machen. Emil war der Überlegenere und es schloss sich eine ganze Meute von Buben uns an. Wir rannten nach Oftringen und gegen den Schneckenberg, wo, wie Emil im Laufen erklärte, eine starke Infanterieabteilung in besonders guter Verschanzung lag.

Wir waren ganz auf Seite der Angegriffenen und freuten uns dieser guten Verschanzung über die Massen. Einer der Burschen behauptete, diese Verschanzung könnte vom Feinde überhaupt nicht genommen werden. Ich sah, wie mein Onkel auf diese Bemerkung hin auf einmal aufhorchte und dann eine Weile vor sich hinsann. Dann entgegnete er mit starker Stimme: «Doch, der alte Napoleon hätte das fertig gebracht!» Darauf etwas wie Widerspruch und Empörung. Nein, selbst der alte Napoleon würde unsere geliebten Helden in dieser herrlichen Verschanzung nicht haben nehmen können! Mein junger Verwandter musste schon erklären, wie Napoleon dies Unglaubliche zuwege gebracht hätte. Er zog sich grossartig aus der Affäre. «Ich bin nicht Napoleon», entgegnete er. »Wär ich's, ich wüsste es. Aber dergleichen blieb immer sein persönliches Geheimnis.» Dieser Erklärung, so überlegen vorgebracht, konnte nicht wohl widersprochen werden und mein Verwandter

stieg noch mehr in der Achtung seiner Kameraden.

Ich erinnere mich nicht, ob die grosse Manöverkritik auf dem Oftringer Feld, da, wo heute das neue Schulhaus steht, schon am Abend dieses Tages oder später stattfand. Auf alle Fälle war ich dabei, und da konnte ich denn all die Pracht und Herrlichkeit der fremden Uniformen sehen, den riesigen Preussen, den vornehmen Engländern und den schönen, eleganten Franzosen, sogar den kleinen Italiener, von dem mein langer Onkel so von oben herab gesprochen hatte. Unsere eigenen Offiziere, so schmuck sie uns Kindern im Vorbeireiten sonst auch vorkommen mochten, verblassten ganz vor solchem Glanz. Und dann sprach man dort französisch und englisch und hochdeutsch und sogar österreichisch, wie ich wenigstens meinte, und wenn man es auch nicht hören konnte, denn so nahe durften wir uns nicht hinzuwagen: wir stellten es uns wenigstens vor, ja wir hörten es doch, und es klang wie Musik, nicht melodisch, nicht süß, wie das Italienische etwa klingen mag, sondern stark und gross wie Fanfaren.

Meine Mutter war nicht erbaut von meinem Anblick, als Emil mich wieder zurückbrachte. Er wagte auch nicht, mich die Treppe hinaufzubringen, sondern liess mich einfach im Hausgang stehen. Er sagte tröstlich: «Du bist jetzt halt gerade so dreckig wie ein Soldat; sage das deiner Mutter.» Ich kannte jedoch meine so peinlich genaue Mutter gut genug, um nicht zu wissen, dass diese Art Patriotismus nicht bei ihr verfangen würde, und erklärte dies etwas ängstlich meinem trostreichen Freund.

«Macht nichts, wenn du auch ein wenig Prügel bekommst», suchte er mich weiter zu beruhigen. «Bei unsern Birnbäumen im Brüschoholz steht jeden Abend ein Wachtposten. Diesem darfst du dann dafür Schnaps bringen mit Speck und Brot, wenn es wieder regnet. Ich habe ihm vorgestern auch gebracht. Es war ein Solothurner und er fluchte mörderisch über das Wetter. Schnaps und Speck machten ihn wieder zufriedenen. Du wirst dann schon sehen!»

In der Voraussicht auf ein solches Erlebnis durfte ich mich von meiner handfesten Mutter schon ein wenig verprügeln lassen und nicht ohne Tapferkeit stieg ich nun die Treppe empor. Ich kannte freilich damals den Spruch noch nicht, der da heisst: Il faut payer pour tout et deux fois pour notre bonheur. Allein ich war an dem Tage so unendlich glücklich gewesen, glücklich auch, weil die grossen Burschen mich so wacker mitgenommen hatten, dass ich nun schon etwas über mich ergehen lassen durfte. Es fiel merkwürdig milde aus. Nur meine Schwester hatte mir eine nackte, rote Gartenschnecke ins Bett gelegt, weil sie nicht hatte mitkommen dürfen, und das vergab ich an einem solchen Tag und schmiss das arme Tier schweigend zum Fenster hinaus.

So verlief mein erster Truppenzusammenzug. Ich erlebte ihn ganz unbeschwert von Philosophien, so, wie Kinder weltgeschichtliche Ereignisse nun einmal erleben, wenn sie sozusagen aus der Vogelschau zusehen dürfen. Später, als im Jahre 1912 der deutsche Kaiser als Gast unsere Manöver ansah, da war es schon anders. Eine Wache stand auf dem Grat, der von der Burghalde her zu meinem grosseltherlichen Hause führt, und der einsame, ernste Mann hatte den Tunnel zu sichern, der unter dem Grat durchführt und den der Kaiser in der Mittagsstunde durchfahren sollte. In den Zeitungen hatte gestanden, dass um die bewusste Zeit sich diesem Posten niemand nähern

dürfte. Es traf sich aber gerade so, dass ich just um diese Zeit mit meinem Deckelkorb aus dem Städtchen daherkam. Der Posten fragte nicht, ob ich eine Bombe in dem Korb versteckt trüge, sondern hiess mich nur rasch, rasch passieren. Ich hatte unterdessen in all den Jahren auch schon viel Geschichte gelesen und es war mir schmerzlich zumute, zu denken, dass der Mensch sein Leben hinbringen soll in Angst vor Bomben und Anschlägen und Überfällen und im Wissen um Wortbruch und falsche Versprechungen von seiten derer, die den Völkern Mahnung und Vorbild sein sollten. Und heute habe ich nicht nur die beiden Truppenzusammenzüge hinter mir,

sondern auch die beiden grossen Weltkriege, und viele behaupten, es stehe uns noch ein grösserer bevor. Ich weiss das nicht. Ich fühle mich zu Prophezeiungen nicht berufen. Nur eines glaube ich: dass die Welt trotzdem nicht schlechter geworden ist, wie so viele immer behaupten. Gerade das Studium der Geschichte hat mich gelehrt, dass es Zeiten gab, da falsches Versprechen, Wortbruch und Verrat als selbstverständliches Privileg der Politik und der Fürsten galt. Immer noch ist es Privileg der Politik und der Diplomatie. Aber es erscheint den Völkern nicht mehr als selbstverständlich, sondern sie haben diese Dinge verabscheuen gelernt. Und das ist schon sehr viel!

Vergessene Spiele

Max Byland, Aarburg

Kürzlich unternahm ich, veranlasst durch eine Motion eines jungen Aarburgers im Einwohnerrat, einen Rundgang durch die neueren Wohnquartiere unserer Gemeinde. Ich «inspizierte» gute zwei Dutzend drei- und mehrgeschossige Wohnblöcke und zählte dabei rund zehn Spielgelegenheiten — Spielplätze wäre zu viel gesagt — ausgestattet mit den üblichen Serienfabrikaten wie Klettergestell, Schaukel, Rutsche, etc. Da der Tag schulfrei war, gab es überall Kinder, darunter viele Kleine. Womit vertrieben sie sich ihre Zeit? Die Feststellung war einfach: Die meisten waren mit Kinderverlos — vom metall- und lackglänzenden Luxusmodell bis zum gängigen «Volksmodell» ausgerüstet, andere begnügten sich mit einem Trotinet. Vergeblich hielt ich nach zusätzlichem Spielgerät Ausschau. Da oder dort ein (Reklame-)Ballon, ein Italienerkind besass einen selbstverfertigten Pfeilbogen. Und die «offiziellen» Spielgelegenheiten? Sie waren durchwegs verwaist . . . Eine Gruppe von einem Dutzend Buben standen beisammen und palaverten. Ich interviewte: «Was treibt ihr — was für ein Spiel?» Antwort: «Versteckens!» Ich staunte: Wo gab es da, in der perfektionierten Reissbrettumwelt, Verstecke? «Macht ihr auch andere Spiele?» Achselzucken! Ein Zwölfjähriger: «Wir möchten tschutten, aber wir dürfen nicht wegen des Rasens und sonst . . .! Wir wollten eine Hütte bauen (er wies nach einem älteren Haus nahe am Aarebord), aber wir wurden weggewiesen . . .» So ging das Klagelied noch eine Weile weiter.

Nachdenklich zog ich meines Weges. Meine Gedanken eilten um ein halbes Jahrhundert zurück in meine eigene Bubenzeit. Ich wuchs im Städtchen auf, zu Füssen unserer stolzen Festung. Dort war unsere Welt, zwischen Burg und Aare. Wir waren eine zahlreiche «Bande» und wir gehorchten, im grossen und ganzen wenig behindert durch Erwachsene, eigenen ungeschriebenen Gesetzen. Noch gab es keinen motorisierten Verkehr. Das Auto, zunächst in Einzelexemplaren auf staubiger Naturstrasse, blieb bis zum zweiten Weltkrieg nur Begüterten und Geschäftsleuten vorbehalten. Nicht nur der ungepflasterte Bär-

renplatz und das sogenannte Tänzli (an der Stelle der heutigen Grünanlage) mit seinen knorrigen Linden — von uns als Turn- und Klettergerüste benützt — sondern auch die Strassen gehörten buchstäblich uns. Es gab spezielle Strassenspiele, wie das Marmelspiel. Die Marmeln waren etwa haselnussgrosse Kugeln aus Ton, Steingut oder buntem Glas, die man beim Trödler kaufte. Man zeichnete mit Vorteil im Strassenstaub, ein «Ries» in Form eines Dreiecks, setzte darin die Marmeln und schoss dann mit Daumen und Zeigefinger und einer Marmel als Geschoss aus ca. einem Meter Distanz auf das Ries. Wer die grösste Treffsicherheit besass, konnte die meisten Marmeln einheimsen. Marmeln waren eine Art Geldwährung, insbesondere die prächtigen, bis pflaumengrossen gläsernen waren Statussymbol, bedeuteten Reichtum, klimperten in den Hosensäcken! Zu den Strassenspielen gehörten ferner und unter anderem das Reifeln, das Zwirbeln und das Stelzengehen. Zum Reifeln wurde ein etwa veloradgrosser Reifen aus buntem Holz oder festem Eisendraht, mitunter auch ein Radreifen, benutzt. Man trieb ihn mit einem kurzen Stab an und rannte hintendrin. Beim Zwirbeln wurde ein kegelförmiger, ca. 8 cm hoher Kreisel aus Hartholz mittels einer kleinen Peitsche angetrieben, so dass er auf seiner Spitze rotierte. Es war eine Frage der Geschicklichkeit, den Zwirbel möglichst lange in Betrieb zu halten. Das Gehen auf hohen Holzstelzen bot viele Möglichkeiten der Equilibristik. Selbstverständlich waren Ballspiele beliebt. Benützt wurden orangengrosse Gummihohlkugeln, mit denen man individuell spielte oder auch gruppenweise auf Gegenseitigkeit. Zum Repertoire gehörten Kampf- und Geschicklichkeitsspiele, wobei es auf Treffsicherheit und schnelles Rennen ankam. Fussball und Handball kamen erst mit dem damals noch kaum existierenden Erwachsenensport auf. Bei anderen gemeinsamen Spielen wie Ziggi (Fangspiel), Verfolgungs- und Versteckspielen, Blinde Kuh und Ratespielen machten auch die Mädchen mit, wobei ganz natürlich und nicht zum Vorneherein abgewürgt durch Sexschund, sich erste unsäglich romantische Beziehungen zum andern Geschlecht spannen. Dann aber gab es die Quartiergeinschaften der Jugend. Wir im Städtchen bildeten einen regelrechten Clan, eine gewachsene Gemeinschaft innerhalb einer gegebenen, begrenzten Umwelt. Diese Umwelt — Verhaltensforscher würden sie als Territorium

bezeichnen — bot eine Fülle von Möglichkeiten und Anregungen aller Art. Insbesondere galt dies für die Rückseiten der beiden Häuserreihen, einerseits die Hühnergasse (heute Bärengasse) und die Gärten auf der Aareseite. Die Hühnergasse bot in Form von Hinterhöfen, Wagen- und Holzschuppen, offenen Lauben, teilweise verwilderten, auf schmalen Steintreppen erreichbaren Gärten zu Füssen der Festungsfelsen ungezählte Schlupfwinkel, Refugien für unsere Aktivitäten. Unsere Abenteuerlust fand ein weiteres Betätigungsfeld an den Felsenklippen der Burghalde, wo wir Hütten bauten und wilde Kämpfe ausfochten mit feindlichen Clans. Gelegentlich unternahm man auch Streifzüge an den benachbarten Born, wo Namen wie Fledermaushöhle, Kindligrube, Hömmliwinkel, etc. in die «Geschichte» eingingen. Nicht vergessen werden darf die Aare, in deren damals noch klaren Fluten wir das Schwimmen erlernten und mit allen Tücken der Strömungen vertraut wurden. Bei alledem wurden wir nur selten von den Erwachsenen behelligt oder zu recht gewiesen, oder wenn schon, dann unzimerlich! Überhaupt die Erwachsenen! Sie gehörten zum Inventar, waren markante, uns vertraute Einzelercheinungen, uns freundlich oder übel gesinnt. Ich sehe sie noch und noch, vom einäugigen Strassenputzer und vom Kaminfeger bis zum Küfer am Städtlibrunnen und zum Oberst und Institutsdirektor, in völliger Lebendigkeit vor meinem inneren Auge. Sie alle bildeten eine menschliche Umwelt, die deshalb Sicherheit und Geborgenheit bedeutete, weil wir genau wussten und spürten, woran wir mit ihnen waren.

Ich muss zum Schluss kommen: Sicherheit, Geborgenheit, Vielfalt, Kreativität — das sind nur einige Stichworte für eine kindliche Welt, die, obwohl sie nur ein Menschenalter zurückliegt, sich völlig gewandelt hat. Wie steht es mit dem Ersatz für das Verlorengegangene? Kinderpsychologen, Pädagogen, Experten aller Art suchen danach, empfehlen Rezepte. Bislang, so will mir scheinen, mit wenig Erfolg. Inzwischen geht die Jugend ihre eigenen Wege. In einer perfektionierten, jedoch zur seelischen Wüste gewordenen Umwelt führt dieser Weg leider allzu oft in die Ausweglosigkeit, in die Scheinwelt des Beatkellers und der Drogen. Wir kargen nicht mit Parkierungsflächen und Rasen rund um Wohnkasernen, wo aber bleibt das Niemandsland für unsere Kinder?